



Star ohne Allüren

Berns bestes Kammerorchester tritt in eine neue Ära: Am Sonntag gibt Antje Weithaas ihr Antrittskonzert als künstlerische Leiterin der Camerata Bern. Die deutsche Violinistin über ihr Image als «Star ohne Allüren», ihr Faible für Extreme und den Tod in der Musik.

«Erste unter Gleichen»

Antje Weithaas, geboren 1966 in der damaligen DDR, zählt zu den renommiertesten Geigerinnen der Gegenwart. Nicht nur als Solistin, auch als Kammermusikerin hat sie sich einen Namen gemacht. Mit dem Arcanto Quartett feiert sie internationale Erfolge. Seit 2005 ist sie Professorin für Violine an der Musikhochschule Berlin. Bei der Camerata Bern amtiert sie als «Erste unter Gleichen» in einem 14-köpfigen Ensemble, das ohne Dirigenten auftritt.

Antje Weithaas, Sie werden als «Dienerin der Musik» und «Star ohne Allüren» gepriesen. Was halten Sie davon?

Antje Weithaas: Nun ja, ich bin sicher keine Musikerin, die man als Glamourgirl vermarkten kann und sollte. Ich sehe mich eher als Teamworker, egal ob ich nun Kammermusik mache oder als Solistin auftrete. Entscheidend ist für mich die Kommunikation und dass man aufeinander reagiert.

Was heisst das konkret?

Natürlich muss man Werke akribisch erarbeiten, mit einem klaren Konzept. Aber man muss auch bereit sein, im Konzert Dinge spontan entstehen zu lassen. Dazu braucht es Sensibilität und Wachheit. Das habe ich bei der Camerata Bern gefunden.

Was haben Sie denn für Pläne mit dem Ensemble?

Ich möchte an die Arbeit von Erich Höbarth anknüpfen. Natürlich werde ich meine Persönlichkeit einbringen, und vielleicht klingt die Camerata mitunter etwas anders. Es gibt einige Ideen, die wir derzeit diskutieren, aber spruchreif sind sie noch nicht.

Könnte man nicht mehr Uraufführungen machen?

Ich bin sehr offen für Uraufführungen und Experimente. «Unser» Saal im Zentrum Paul Klee eignet sich gut dafür. Aber es gibt auch im Repertoire noch viele Werke, die sich wiederbeleben lassen. Schlussendlich geht es darum, eine gute Balance zu finden. Wir wollen auch weiterhin Programme im Kultur-Casino anbieten, die ein grosses Publikum ansprechen.

Ihr Antrittskonzert steht unter dem Titel «Vorüber! Ach vorüber!». Ist das Ihr Ernst?

So nach dem Motto: Ich bin jetzt da und gleich wieder weg? Nein, keine Angst

Also auch kein persönliches Statement? Immerhin warten Sie mit harter Kost auf: Alles dreht sich um den Tod.

Nein, um Gottes Willen! (lacht) Es ist einfach ein schönes Programm, mit Werken, die aufeinander abgestimmt sind.

Der Tod ist ein Tabuthema

Vielleicht in Gesprächen, ja. Aber ich glaube doch, dass sich viele Menschen damit beschäftigen.

Wie ist das bei Ihnen?

(Lacht) Ich würd mich jetzt nicht als jemanden bezeichnen, der sich ständig damit auseinandersetzt. Aber wer sich mit Musik befasst, stösst zwangsläufig darauf. Die Musik widmet sich ja oft dem Unaussprechlichen, Dingen, die wir nicht verstehen und erklären können.

Am Sonntag sind Werke von Karl Amadeus Hartmann und Witold Lutoslawski zu hören. Wie gehen die beiden mit dem Thema um?

Das «Concerto funèbre» von Hartmann lotet verschiedene Facetten der Trauer aus. Man findet darin Wut, verzweifelte Motorik, aber es gibt auch ganz helle Momente, die man als Erinnerung oder Verklärung interpretieren kann. Hartmann benutzt dazu fast alles, was der Musik zur Verfügung steht, um Trauer auszudrücken – vom Trauermarsch bis zum Choral.

Und wie steht es um die «Trauermusik für Orchester»?

Witold Lutoslawski hat eine sehr eigene Tonsprache, die man sofort wiedererkennt. Die Keimzelle des Werks besteht aus einem gespannten Intervall und einem aufsteigenden Tonschritt. Das Stück beginnt ganz leise und verloren, dann ergibt sich ein weiter Bogen. Immer mehr Instrumentengruppen treten hinzu, werden schneller und lauter, bis zum dreifachen Fortissimo, bevor die Musik wieder in die Einsamkeit zurückfällt.

Ihr Vorgänger Erich Höbarth hat sich als «Schönheitsfanatiker» geoutet. Neigen Sie eher dem Gegenteil zu?

Nein, mir ist die Schönheit, der Wohlklang, auch sehr wichtig. Aber genauso wichtig ist für mich die Idee hinter dem Werk, dass Musik immer spricht und etwas erzählt – das kann auch was Hässliches sein. Ich suche die Extreme. Mein Ideal ist es, dass die Leute im Saal vergessen, dass ich Geige spiele, und das Instrument sozusagen als meine Stimme wahrnehmen.

So, 17.00 Uhr, Zentrum Paul Klee. Mit Schuberts «Der Tod und das Mädchen», Hartmanns «Concerto funèbre» und Lutoslawskis «Trauermusik für Orchester».
(Berner Zeitung)